

## Vielmäli Dänkli!

PETER SCHIBLER

Die Standardfrage «Verstehen Sie Mundart?», mit der unsereiner, immer in der leisen Furcht vor einer abschlägigen Antwort, das Gespräch mit uns unbekanntem Deutschen, wo es sich nicht mehr umgehen lässt, beginnt, diese Standardfrage erübrigt sich bei der deutschen «Bild»-Zeitung, denn die versteht unser Schwizertütsch nicht nur, nein: Sie spricht es! Beziehungsweise schreibt es, wie wir ihrer Ausgabe vom 16. Juni entnehmen können, wo es zum Thema Schweizer Euro-08-Ausscheiden heisst: «Unaufhörli Tränli, Tränli, Tränli!!!», und etwas weiter unten zum Thema Tennis, wo Roger Federer in Paris grad die nächste Runde erreicht hatte: «Jübli, jübli statt Tränli, Tränli».

Bravöli, liebeli Bildli ausli Berlinli! Unter diesen Umständen macht es dir, liebe «Bild»-Zeitung, garantiert nichts aus, wenn wir den Rest dieses Beitrages, den du garantiert per Suchbegriff «Bild» aus dem Netz gegoogelt hast, mehrheitlich in unserem gemeinsamen Idiömlü bestreiten, gell? Vielmäli Dänkli.

### Unbernische Verniedlichung

Dr Max U. Balsiger, wome de langjärege «Bund»-läseren u -läser, wo siner pfarherrleche kolumnen inezoge hei, ja nümmecher mues vorschteue, hepmer uf mi letschti mundaarkolumne vo vor vier wuchen e teggscht zuegschickt, wonäär voltscht gschribe hett (eigentlech zum aktuelle thema fuessball-«Nati» aus bezeichnung für üsi tschütteler, wo, sofern aus «nazi» usgschproche, zäntumen im ussland geng chli verwirrig schtiffet, item), dr Max Balsiger, heimerzeit, hezech gedanke gmacht übere diminutiv im bärtütsch, wo mi erschtens intressanti gedanke düngken u woni zwötens hie frei darf abdrucke. («Vielmäli Dänkli» aus o a Herbalsiger.)

Dr Herbalsiger auso schribt, dasme zBärn bis vor gaar nonid auzulangerzitt nid «dNatz» (mit churzem a) xeit heig, sondern sogar ume «dNat», u wittersch: «Da steht anscheinend eine verlorene gehende Eigenart des bernischen Dialekts auf dem Spiel, nämlich eine gewisse Hemmung gegenüber dem auslaufenden -i bei Substantiven und damit verbunden die Abwehr einer Verniedlichungstendenz.» ZBärn sigmen i «prog» oder i «gymer» ggange früecher u nid iz «progy» oder «gymi», dr chindergarte sig dr «chintsch» xi u nid «dö chindsgi».

«Das Marzili war nicht die ‚Badi‘, sondern der ‚Bedu‘ oder der ‚Famer‘ oder der ‚Bueber‘, zeitweise sogar der ‚Marzer‘.» Und o z «konsi» heig früecher lang «kons» gheisse, ma sech dr Max U. Balsiger bsinnen u fragt zum Schluss: «Ist die Mundartforschung wohl in der Lage zu beschreiben, seit wann und auf welchen Wegen die unbernische Neigung zur Verniedlichung von Substantiven durch -i und -li importiert wurde?»

### «Verchöiffere u verchöifferinne»

Wüui auwä säuber o no chli öppis sött absondere für mis wäuzhonorar, ergereni mi hie wider einisch überne witteren «import» vo schprachmödeli, nämlech übers aaghäichten «-inne» i (vorausem) linxgrüene u generell politische chreise, wo sinerzitt im rahme vor schprachleche gliichberächtigung iizug ghautte hett u jetz aus «chindergärteler u chindergärtelerinne» oder «fuessgänger u fuessgängerinne» schier nümme usszrotten isch, derbi seipmen uf bärdütsch «e fuessgänger», «zwo läser» oder «drei schüelere».

Zschönschte woni i däm zämehang ghört ha isch übrigens vonere gwärchschafftere (pardon, gwärkschaffterin) cho, wo im radio vo «verchöiffere u verchöifferinne» u «kassierere u kassiererinne» gretd hett, quasi es mantra uf säubschlouf.

I chönn o no frage hie, sider wenn pmanne vo Bärn ufzmau «männer» heisse u wieso eigentlech u wohäär daas wieder chunnt, aber es mues ja nid grad aues ungerainisch zbodegretzi, u vilech heit ja Diir, liebi läseren u läserinne, männer oder schwäbli vo Bärnli o no so schprachmüschteretschete, wo ender tränli, tränli usglööst hei bi Öich schtatt jübli, jübli? Schribetis doch! Vielmäli Dänkli.

# Wissensdurst versus Affendurst

## Forscher wollen den Mechanismus des Lernens mit Versuchen an Affen studieren. Die «Würde der Tiere» könnte sie an dem Vorhaben hindern.

FABIO BERGAMIN

Er sitzt in einem sogenannten Primatenstuhl. Körper und Kopf sind festgeschonnt, die Augen richtet er auf einen Bildschirm. Rund zwei Stunden täglich sitzt der Makake hier – ein mittelgrosser Affe mit gedrungenem Körper und nach vorne ragender Schnauze. Auf dem Bildschirm sind zwei waagrechte Linien zu sehen, die untere der beiden ist gegenüber der oberen seitlich leicht verschoben. Die Aufgabe des Affen ist es, herauszufinden, ob die untere Linie links oder rechts der Referenzlinie liegt. Mit seinen Armen muss er einen von zwei vor dem Stuhl angebrachten Hebeln ziehen, wobei ihm für eine richtige Antwort als Belohnung einige Tropfen verdünnter Fruchtsaft in einem Schlauch zugeführt werden.

«Wir wissen von früheren Experimenten: Wenn Affen diese Computeraufgabe täglich üben, verbessern sie sich ständig und können mit der Zeit selbst kleinste Unterschiede erkennen», sagt Daniel Kiper, Psychologe am Institut für Neuroinformatik der Uni und ETH Zürich. Kiper möchte den Lernprozess der Affen über mehrere Monate verfolgen und dabei herausfinden, inwieweit sich die Aktivität der einzelnen Nervenzellen verändert. Dazu möchte er insgesamt vier Affen zuvor unter Narkose eine Vorrichtung in den Schädel operieren, die es erlaubt, Messelektroden ins Gehirn einzuführen. Er kann so die Aktivität der einzelnen Nervenzellen der Sehrinde aufzeichnen. «Wir möchten den Mechanismus des Lernens verstehen», sagt Kiper. Sein Forschungsantrag wurde zunächst bewilligt. Vor einhalb Jahren hat allerdings die Tierversuchskommission des Kantons Zürich, welche die Tierversuche beratend beurteilt, gegen die Bewilligung des Zürcher Veterinärämtes einen Rekurs eingereicht. Dabei hat sie sich – erstmals in der Schweiz – auf die «Würde der Kreatur» berufen.

### Einen Tag lang dürsten

Neben der fixierten Körperhaltung hat die Tierversuchskommission unter anderem auch einen – zeitlich begrenzten – Flüssigkeitsentzug beanstandet: Bei den Versuchen am Zürcher Institut für Neuroinformatik sollte den Affen jeweils während 12 bis 24 Stunden vor den Tests am Bildschirm das Trinken verwehrt werden, um sie mit dem portionenweise verabreichten Saft zur Mitarbeit bei den Experimenten anhalten zu können. Für den Fall, dass der Affe auf diese Weise seinen Flüssigkeitsbedarf nicht decken könnte, würde ihm nach dem Test genügend Flüssigkeit zu trinken gegeben, so die Versuchsanordnung. Der Flüssigkeitsentzug belaste die Affen zusätzlich, argumentierte die Tierversuchskommission. Denn die Affen würden dadurch gezwungen, beim Versuch mitzumachen. «Wer Tiere trainiert, weiss, dass man eine Belohnung braucht, um sie zu motivieren», entgegnet Kiper.

Tierversuche werden in der Schweiz grundsätzlich einer Güterabwägung unterzogen und nur bewilligt, wenn den Belastungen für das Tier ein grösserer Nutzen für den Menschen gegenübersteht, zum Beispiel in Form von konkreten medizinischen Therapien. Neu ist, dass auf der Belastungsseite dieser Waage der Begriff der Würde verwendet wird. Die Tierversuchskommission hat sich dabei einerseits auf die Schweizerische Bundesverfassung berufen, welche die

«Würde der Kreatur» seit 1992 schützt. Und andererseits auf das neue, im September in Kraft tretende Tierschutzgesetz, in dem explizit vom Schutz der «Würde und des Wohlergehens des Tieres» die Rede ist.

Kevan Martin, der Leiter des Instituts für Neuroinformatik, an dem die Affenversuche stattfinden sollten, stellt die Güterabwägung nicht grundsätzlich infrage. Auch er hat ein Gesuch zur Forschung an Affen eingereicht, gegen das ebenfalls Rekurs eingereicht wurde. Martin möchte untersuchen, wie die einzelnen Regionen der Grosshirnrinde miteinander kommunizieren. Dazu möchte er insgesamt 36 Makaken unter Narkose Spurensbstanzien ins Hirn injizieren, um die Nervenzellen sichtbar zu machen. Später – wiederum unter Narkose – möchte er die Affentönen, um deren Gehirn zu entnehmen und genauer zu untersuchen.

«Wir respektieren den Wert des Tieres», sagt Martin. An seinem Institut seien sie bestrebt, so wenige Tierversuche wie möglich durchzuführen. Doch das Konzept der Tierwürde ist für ihn und Daniel Kiper ungeeignet, um damit den Umgang mit Tieren gesetzlich zu regeln. «Es gibt nicht einmal einen Konsens darüber, wie wir Würde definieren sollen», sagt Kiper. «Es war ein grosser Fehler, ein so schwaches Konzept überhaupt in die Gesetzgebung aufzunehmen.» Für Klaus Peter Rippe, Philosoph und Präsident der Zürcher Tierversuchskommission, ist die Würde des Tieres hingegen ein wichtiges Konzept, das sich allerdings von der Würde des Menschen unterscheidet. «Im Gegensatz zur Menschenwürde, die absolut gilt, sind bei der Tierwürde Güterabwägungen denkbar», sagt er.

Seit dem Rekurs der Tierversuchskommission gegen die Primatenversuche, dem von der zuständigen Zürcher Gesundheitsbehörde stattgegeben wurde, beschreiten Martin und Kiper den Rechtsweg. Das Zürcher Verwaltungsgericht entschied im März gegen die Forscher. Im Urteil des Verwaltungsgerichts wird der nicht ganz unumstrittene Begriff der Würde allerdings elegant umschiffen: Der Grundsatz der Würde der Kreatur sei im Tierschutzrecht zwar «beachtlich», steht dort. Bei der Güterabwägung habe sie im konkreten Fall aber keine «entscheidende Rolle» gespielt. Auch Klaus Peter Rippe sagt: «Man könnte die Argumentation der Tierversuchskommission auch ohne den Würdebegriff führen.»

### Anwendungen in weiter Ferne

Die Leitungen von Uni und ETH Zürich haben vor zwei Wochen beschlossen, den Entscheid vor dem Bundesgericht prüfen zu lassen. Denn für die Hochschulen und die beteiligten Forscher steht noch ein ganz anderer Aspekt im Vordergrund: Die Tierversuchskommission vertritt in der Güterabwägung den Standpunkt, dass Primatenversuche nur dann erlaubt werden können, wenn sie einen erkennbaren praktischen Nutzen aufweisen. In Kipers Versuch geht es allerdings in erster Linie um Grundlagenforschung, deren Ergebnisse nicht unmittelbar angewandt werden können: Was passiert beim Lernen im Gehirn? Ändern die Nervenzellen während des Lernprozesses ihre Aktivität oder organisiert sich das Netzwerk dieser Zellen anders? «Das Gehirn ist sehr komplex. Über den Lernprozess wissen wir erstaunlicherweise noch sehr wenig», sagt Kiper. Auch wenn er auf Grundlage der For-

schungsergebnisse bis in wenigen Jahren keine Therapiemöglichkeit für Menschen entwickeln könne, so sei dieses Projekt sehr wohl relevant. Denn es könne längerfristig Hinweise liefern, mit welcher Art von Lernen wir am meisten Erfolg haben. «Nicht nur in Schulen ist das Lernen wichtig, sondern etwa auch, wenn es darum geht, Bewegungseinschränkungen von Schlaganfallpatienten zu therapieren», sagt Kiper.

ETH und Uni Zürich ziehen noch einen viel weiter gehenden Schluss: Der Wert der Grundlagenforschung werde mit dem Verwaltungsgerichtsurteil herabgesetzt. Gerade in der Spitzenmedizin habe sich gezeigt, dass wissenschaftliche Durchbrüche nur dann erzielt würden, wenn die Forschung langfristig ausgelegt sei und sich nicht nur auf einen kurzfristig erzielten Nutzen konzentriere. «Setzt sich die vom Verwaltungsgericht gestützte Haltung auf Bundesebene durch, käme dies einem faktischen Verbot des Einsatzes von Primaten in der Grundlagenforschung gleich», haben die Hochschulleitungen in einer Mitteilung geschrieben. Die Tierversuchskommission ist anderer Meinung: «Nicht jede Grundlagenforschung führt später zu anwendbaren Ergebnissen», sagt Rippe. Bei solchen Versuchen müsse man die Wahrscheinlichkeit abschätzen, ob ein Nutzen denkbar ist und wenn ja, wie gross ihr Nutzen dereinst sein werde. Rippe: «Wenn man jedem Grundlagenprojekt von vornherein zuspricht, dass es irgendwann einmal einen Nutzen hat, so ist eine Güterabwägung überflüssig. Die Versuche müssten dann stets bewilligt werden.» Nun liegen die beiden unterschiedlichen Interessen auf Justizias Waage. Die Güterabwägung wird höchstinstanzlich geprüft.

